

Operetten im Konzentrationslager

Theaterwissenschaft. Von geduldet bis erzwungen - in ihrem neuen Buch beschäftigt sich die Wiener Theaterhistorikerin Brigitte Dalinger mit dem Kulturleben der ausgegrenzten und verfolgten Menschen unter dem NS-Regime in Österreich.

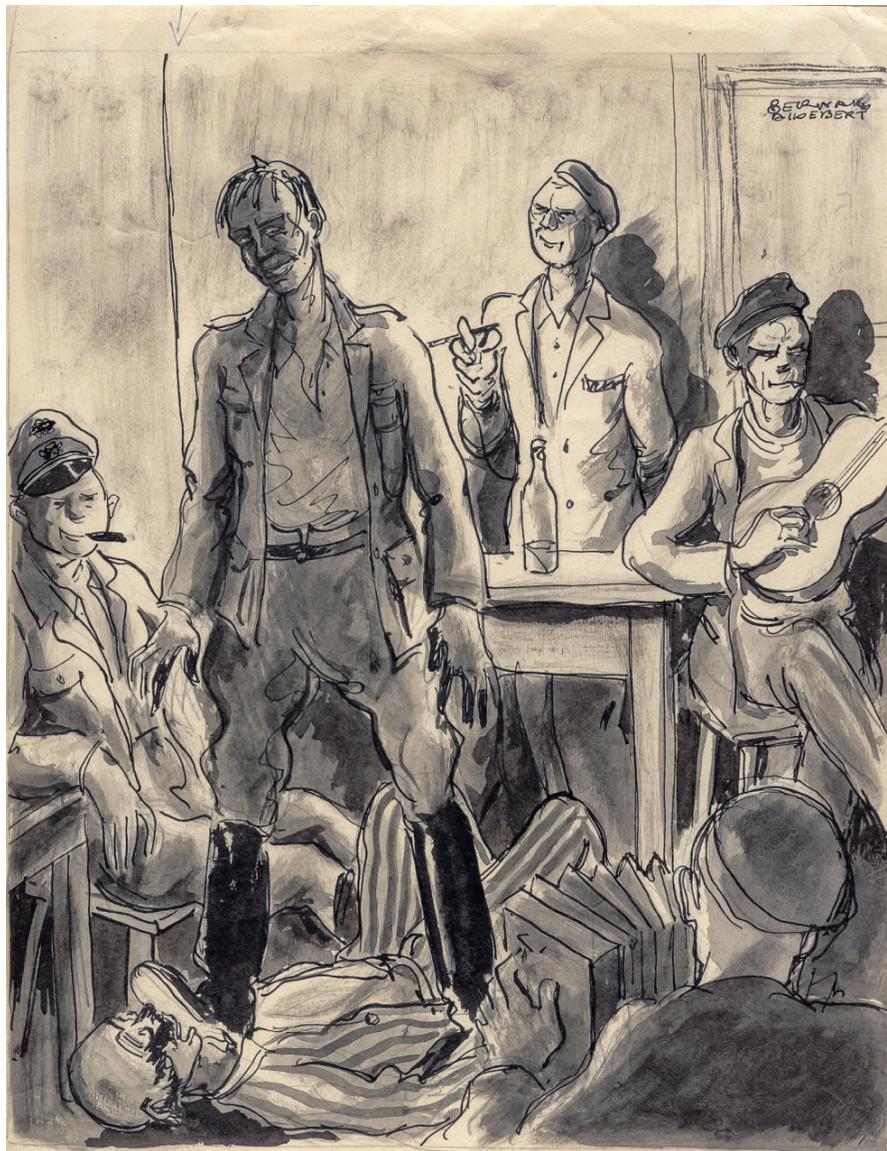
VON CORNELIA GROBNER

Paul Celan hat die Nähe von Morden und Musik in der „Todesfuge“, einem Gedicht über den Holocaust, thematisiert. „Er ruft, spielt süßer den Tod, der Tod ist ein Meister aus Deutschland“, heißt es darin. Und weiter: „Er ruft, streicht dunkler die Geigen, dann steigt ihr als Rauch in die Luft, dann habt ihr ein Grab in den Wolken, da liegt man nicht eng.“ Es ist ein schweres und schwieriges Thema, das die Theaterhistorikerin Brigitte Dalinger von der Universität Wien in ihrem im März erscheinenden Buch „Man bewilligte uns sogar einige Spiele“ aufgreift. Eines, vor dem sich die Forschung lange Zeit gescheut hat, auch um die Gräueltaten der Nazis nicht zu relativieren. Es widmet sich den künstlerischen Aktivitäten unter dem Zwang der NS-Herrschaft in Österreich.

Primärquellen existieren kaum

Während die Ausgrenzung jüdischer Künstlerinnen und Künstler in Deutschland ein Prozess war, passierte sie in Österreich mit dem „Anschluss“ recht abrupt. Dalinger: „Auf Druck des nationalsozialistischen Regimes wurde in Wien im Jänner 1939 eine Zweigstelle des Jüdischen Kulturbunds Deutschlands eingerichtet.“ Neben Organisationen wie die „Jugendalijah“ und die „Aktion Gildemeester“ bot sie die einzige Möglichkeit für Juden und Jüdinnen, Kunst darzubieten oder zu rezipieren.

Zeugnisse davon wie Ankündigungen oder Programmhefte, die Aufschluss über Inhalte und Namen der Mitwirkenden geben, existieren kaum oder nur fragmentarisch. Für ihre Recherchen stellte Dalinger alle möglichen Archive auf den Kopf. Sie nahm jedes Fizele, das Hinweise auf jüdische Kulturveranstaltungen enthalten könnte, in Augenschein. Zusammengetragen und kontextualisiert liefern die gefundenen sekundären Dokumente, also etwa Briefe von emigrierten Jüdinnen und Juden, Tagebucheinträge oder nachträgliche Notizen, in denen von den Darbietungen die Rede ist, interes-



Der französische Künstler Jean Bernard-Aldebert überlebte mehrere KZ und brachte seine Erfahrungen dort später zu Papier. Im Bild: „Gusen II – Meurtre en musique“ („Mord zur Musik“, Anm.).

[Bernard-Aldebert/KZ-Gedenkstätte Mauthausen, Sig. MM F/09b/03/08.25]

sante und neue Einblicke. So fand Dalinger unter anderem heraus, dass bei den seltenen künstlerischen Abenden auch ehemalige Wiener Philharmoniker aufgetreten waren.

Ein Kulturbund nach deutschem Vorbild, der seit 1933 in verschiedenen Städten präsent war und den jüdischen Beschäftigten des Kulturbetriebs und dem jüdischen Publikum vorübergehend eine Alternative bot, war hierzulande jedoch nicht denkbar. „Die

Angst vor Übergriffen war enorm, weshalb die Israelitische Kultusgemeinde als große Vertretung der Wiener Juden und Jüdinnen Kulturveranstaltungen abblockte“, erklärt Dalinger. Erst relativ spät, 1940, als die Deportationen schon begonnen hatten, gab es einige musikalische Nachmittage inmitten einer existenziell bedrohlichen Situation. „Die Bevölkerung war dezimiert, das Leben sehr schwierig, aber trotzdem hatten die Men-

schen den Wunsch nach Kultur.“ 1941 wurde der Kulturbund schließlich aufgelöst.

Unter besonders grausamen Bedingungen fanden kulturelle Aufführungen in den Konzentrationslagern statt. „Im KZ Mauthausen existierte erst eine ‚Zigeuner-Kapelle. Deren Verschwinden ist unbelegt und man kennt ihre Mitglieder nicht“, so Dalinger. „Dann bildete sich gefördert von der KZ-Leitung ein Lager-Orchester.“ 1943

umfasste das Ensemble 30 Musiker und drei Opernsänger, im Frühjahr 1944 kamen 20 Instrumentalisten der Warschauer Philharmonie dazu. Die Theaterhistorikerin fand zudem Hinweise auf ein kleines Kabarett und theatrale Ambitionen im KZ Gusen – von und für privilegierte Häftlinge. „Das war ein großer Unterschied zum KZ Theresienstadt, wo auch ein großer Teil der Häftlingsgesellschaft die Darbietungen besuchen konnte.“

Aufspielen zur Hinrichtung

Die Kunst in den KZs war entsprechend der Herkunftsländer ihrer Gefangenen international und klassisch geprägt. Zu Weihnachten und Silvester 1943 stand im KZ Mauthausen die Operette „Die lustige Witwe“ am Programm; 1944 soll hier sogar „Im weißen Rössl“ aufgeführt worden sein. Geprüft und vor allem auf Befehl gespielt wurde sonntagnachmittags. Grausamer Höhepunkt dürfte, wie Fotos belegen, die „festliche Begleitung“ von Hinrichtungen gewesen sein.

In vielen Fällen ist die Grenze, welche kulturellen Aktionen von den Häftlingen selbst gesetzt und welche von den Nazis eingefordert wurden, schwer auszumachen. Dokumente dazu finden sich kaum. „Ähnlich wie beim Thema Prostitution haben sich die Musiker möglicherweise geschämt, dass sie deswegen überlebt haben“, spekuliert Dalinger über Gründe für die wenigen Zeitzeugenberichte.

Ob die Häftlinge den Darbietungen auch etwas Positives abringen konnten? Vielleicht. „Tschechische Musiker trugen zum Beispiel Kompositionen vor, die von Freiheit handeln. Das erkannten die Deutschen nicht. Und in den letzten Tagen vor der Befreiung versuchte das Orchester, die Kameraden aufrechtzuerhalten, indem es Nationalhymnen spielte.“



Brigitte Dalinger „Man bewilligte uns sogar einige Spiele“ Mandelbaum-Verlag 184 Seiten; 19 Euro

Tabulaturen des 16. Jahrhunderts - Notizbücher des Lebens

Musikwissenschaft. Spielanleitungen der Renaissance für Instrumente enthielten auch Literarisches, Alltagsrelevantes und Grafisches.

VON ERIKA PICHLER

Manche Lautentabulaturen aus dem deutschsprachigen Raum erinnern optisch ein wenig an ein Stenogramm – eine Abfolge von Strichen, Punkten, Zahlen und Buchstaben, meistens sogar ohne Notenlinien oder Notenschlüssel. Wie aus diesen Zeichen Musik werden konnte, etwa eine Fantasia für Laute, ein „Studententanz“, ein Madrigal oder ein Gassenhauer, ist für den unbedarften Betrachter ein Rätsel.

Auch in der Musikwissenschaft gibt es nur wenige Experten, die sich auf die Entschlüsselung von Tabulaturen, insbesondere jener ohne Linien, verstehen. „Zahlreiche Musik-Handschriften wurden im 16. Jahrhundert in der sogenannten Deutschen Lautentabulatur verfasst. Sie ist sehr komplex und weist noch nicht die Linien auf, die – wie in den französischen, italienischen oder spanischen Tabulaturenschriften – die Saiten der Laute darstellen“, sagt Kateryna Schöning, die sich am Institut für Musikwissenschaft der Universität

Wien über dieses Gebiet habilitiert. Im Rahmen eines FWF-Projekts arbeitet sie daran, Tabulaturen des 16. Jahrhunderts aus dem gesamten süddeutschen Raum zu erschließen. Sie untersucht 25 Manuskripte, die in Österreich, Deutschland und der Schweiz, aber auch in Tschechien, Ungarn, Polen und der Ukraine archiviert sind – der Löwenanteil davon für Laute sowie einige Tabulaturen für Orgel.

Unterhalten und lehren

Die Aufarbeitung des Materials habe bereits wesentliche Zwischenergebnisse zum schöpferischen Prozess, aber auch zur Weitergabe musikalischen Wissens gebracht. „Ich konnte verfolgen, wie die Schreiber mit Musik gearbeitet haben, das heißt, was sie improvisiert, also nicht notiert haben. Man konnte sehen, wie ein Musikstück auf dem Papier entstand, mit welchen Vorlagen die Schreiber gearbeitet haben und was sie wie geübt haben“, sagt die Wissenschaftlerin.

So umfassend das Projekt allein schon durch die Fülle musikalischen Materials ist – manche Ta-

bulaturen bestehen aus mehreren Bänden –, so besonders wird es durch zusätzliche Aufgabenstellungen. Denn abseits der Musik wurden in Tabulaturen, besonders in der Zeit ab 1550, auch literarische Texte mitaufgenommen: Sentenzen, Sinnsprüche, Priameln, Lehrgedichte, Buchstaben- und Worträtsel, Akrosticha, Schwänke sowie lyrische Dichtung.

Die zahlreichen Quellen lassen sich verfolgen und reichen zurück zu den „Loci communes“ des Sprichwortsammlers und Mediziners Bruno Seidel, dem Schwankbuch „Schimpfexempel“ des Predigers Johannes Pauli oder den Sprüchen von Hans Sachs. „Die

LEXIKON

Tabulatur (von ital. „tabulare“, also „tabellarisieren“, „tabellarisch anordnen“) wird in der Musik eine Art der Notation genannt, die mit Buchstaben, Ziffern und Symbolen arbeitet. In Europa kamen Tabulaturen im Spätmittelalter auf und wurden in der Renaissance- und Barockzeit für alle Instrumente verwendet. Die ältesten

Tabulatur war ein Sammelmedium für alles, was die damaligen Schreiber, die meist anonym waren, interessant, praktisch oder diskutabel fanden“, so Schöning. Die Musik sei dabei in allen ihren Formen involviert und buchstäblich „instrumentalisiert“ worden.

Diesem Verhältnis zwischen Musikalischem und Literarischem nachzugehen ist das Hauptziel der Forscherin. „Beispielsweise konnte der Topos ‚Gott‘ durch geistliche Intavolierungen, also instrumentale Übertragungen von Psalmen und Kirchenliedern, vermittelt und dem Topos ‚Sünde‘ in den Beispielen gegenübergestellt werden.“ Umgekehrt sei es auch möglich ge-

Tabulaturen auf dem europäischen Kontinent entstammen dem deutschsprachigen Raum. In diese Musik-Handschriften, besonders in der Zeit ab 1550, wurden auch literarische Texte mitaufgenommen. Heute werden Tabulaturen – etwa für Gitarre oder Akkordeon – als Alternative zur Notenschrift angefertigt.

wesen, den Topos „Sünde“ in der Musik auszuarbeiten, vor allem im Tanz, der sich in den Tabulaturen immer wieder als Repräsentant der Narrheit, der „bösen Frauen“ und damit assoziierten „Sünden“ herausstellte, aber auch als Mittel reformatorischen Spotts.

Harfen-Tabulatur entdeckt

Wesentlich werden Kateryna Schöning's Forschungsergebnisse nicht zuletzt für die musikalische Aufführungspraxis. Zusammen mit dem Institut Schola Cantorum Basiliensis in Basel arbeitet sie derzeit an einem sehr speziellen Projekt. „Infolge meiner Recherchen wurde die im deutschsprachigen Raum bisher einzige Tabulatur für Renaissance-Harfe gefunden und erforscht. Früher hatten wir nur Beschreibungen in den Lehrbüchern des 16. Jahrhunderts, jedoch keine Notationen für dieses Instrument“, sagt Schöning.

Im April soll bei gemeinsamen Studententagen mit der Schola Cantorum erstmals das neu entdeckte Harfenrepertoire zur Aufführung gebracht werden.